

Johannes Christian LINNEMANN, Die Nekropolen von Diokaisareia. Diokaisareia in Kilikien Bd. 3. Berlin: De Gruyter 2013, 352 S. + 5 Faltkarten

Das Lokale hat sich in jüngeren Arbeiten zur materiellen Kultur der römischen Kaiserzeit als eine sehr fruchtbare Kategorie erwiesen, mit deren Hilfe sich das Spannungsfeld zwischen Diversitätsphänomenen und Angleichungsprozessen innerhalb des Imperium Romanum präziser als zuvor erfassen ließ. Nicht zuletzt wurden dadurch auch Denkmälergruppen, die nach traditionellen kunsthistorischen Maßstäben als wenig attraktiv galten, aus einem neuen Blickwinkel betrachtet und in ihrer spezifischen Bedeutung für die einzelnen Rezipienten wie auch die lokalen Gemeinschaften insgesamt angemessen gewürdigt. In diesem Zusammenhang verdient die von D. Wannagat und K. Trampedach initiierte archäologische Erforschung von Diokaisareia in Kilikien eine besondere Aufmerksamkeit. Sie ist einem vergleichsweise spät urbanisierten, zudem an der Peripherie des römischen Reiches gelegenen Ort gewidmet, der gleichwohl durch sein bedeutendes Heiligtum in das kommunikative Geflecht des Imperiums eingebunden war. Für die Analyse lokalspezifischer Ausprägungen des römischen Integrationsprozesses ergeben sich hier also gute Voraussetzungen. Aufgrund des notwendigerweise breiten Spektrums von Auftraggebern, das eine Vielfalt lokaler Diskurse repräsentieren dürfte, kommt in diesem Zusammenhang den Grabdenkmälern der Stadt eine große Bedeutung zu. Der Verf. hat sie im Rahmen seiner Rostocker Dissertation vollständig bearbeitet und legt die Ergebnisse nun in einem aufwendig gestalteten Band der Reihe „Diokaisareia in Kilikien“ vor.

Mit seiner Untersuchung weist er etwa 750 Grabmonumente im Umfeld von Diokaisareia nach. Sie stammen offenbar aus einem Zeitraum vom Hellenismus bis in die Spätantike. Viele sind den spezifischen naturräumlichen Voraussetzungen entsprechend aus dem anstehenden Fels herausgemeißelt. Dabei ist insgesamt eine große typologische Varianz festzustellen. Außer regelrechten Kammergräbern wurden schlichte Arkosol-Nischen angelegt, einzelne Bestattungskästen („Chamosorien“) in den Boden vertieft oder ortsfeste Sarkophage aus dem Gestein herausgearbeitet. Hinzu kommen weitere Denkmalformen bis hin zu einzelnen, aus Quadern errichteten Grabbauten. Die Monumente gruppieren sich im Wesentlichen zu fünf in der unmittelbaren Umgebung Diokaisareias gelegenen Nekropolen. Die vier umfangreichsten haben sich entlang der nach Süden, Westen und Norden führenden Überlandstraßen sowie dem Weg in das benachbarte Olba im Osten entwickelt. Ein kleineres Nekropolenareal erstreckt sich hingegen in einem Stichtal, das offenbar nur landwirtschaftlich genutzt wurde. Mehrere Gräber scheinen auch zu einzelnen, in

der Umgebung der Stadt gelegenen Gutshöfen gehört zu haben. Die Dokumentation gibt allerdings keinen Aufschluss über das genaue Verhältnis zu dem jeweiligen Komplex.

Bedingt durch die Ausarbeitung aus den Felsformationen ergab sich nur eine lockere Anbindung der Gräber an die Straßen. Ihre Fassaden waren zwar meist auf die Wege ausgerichtet, doch konnten sich regelrechte Gräberstraßen nicht herausbilden. Innerhalb der Nekropolen wurden bestimmte Zonen offenkundig bevorzugt, denn häufig lassen sich Cluster von Grabanlagen beobachten. Die Gründe dafür mögen im Einzelnen vielfältig gewesen sein. Während etwa in der Ostnekropole eine topographisch markante Kammhöhe besonders attraktiv gewesen zu sein scheint, waren in der Nordnekropole mehrere Gräber an einer Kirche orientiert, die ihrerseits ältere (Märtyrer?) Bestattungen inkorporierte. Anhand von Phasenplänen hätte sich die topographische Entwicklung der Nekropolen im Detail nachvollziehen lassen, doch stand ihrer Erstellung wohl die oftmals schwierige Datierung der einzelnen Gräber entgegen.

Der Umstand, dass sich in Diokaisareia die Nekropolen einer Stadt fast vollständig überblicken lassen, ist ein seltener Glücksfall. Zwar bilden, da sämtliche Gräber ihrer Beigaben beraubt worden sind, die topographische Orientierung und die formale Gestaltung der einzelnen Anlagen die einzigen Kriterien, aus denen sich inhaltliche Aussagen ableiten lassen. Doch böte der Reichtum an Grundformen und Dekormotiven durchaus gute Ansatzpunkte für eine übergreifende Interpretation. Das Hauptziel des Verf. scheint demgegenüber in einer typologischen Gliederung des abundanten Materials zu bestehen. Als typenbildendes Kriterium dient ihm dabei jeweils die Kombination aus der Grundform eines Grabdenkmals und seinem Dekor. Diese Vorgehensweise erscheint freilich nur bedingt geeignet, dem Gestaltungsprozess der Monumente gerecht zu werden. Offenbar ließen sich wie in einem Baukasten Denkmäler verschiedener Schemata relativ beliebig mit unterschiedlichen Dekormotiven aufwerten.

Möglicherweise wäre es dem Material angemessener gewesen, statt der in der Arbeit entwickelten feintypologischen Gliederung bestimmte Grundmuster als Leitformen zu verstehen, deren Veränderungen sich dann hätten diskutieren lassen. Mit dem Blick auf Diokaisareia erscheint es jedenfalls sehr aussichtsreich zu verfolgen, in welchem Ausmaß ein begrenztes Repertoire solcher Leitformen einerseits das Erscheinungsbild der Nekropolen prägte und wie sich dabei klar voneinander abzugrenzende Kategorien des Aufwandes herausbildeten, während andererseits über den Dekor der einzelnen Monumente individuellen Repräsentationsbedürfnissen Ausdruck verliehen werden konnte.

Eine entsprechende Leitform bildeten am Ort zweifellos die Sarkophage, deren Verwendung erst im 2. Jh. n. Chr., also gleichzeitig mit der reichsweiten Massenproduktion dieser Denkmalform, einsetzte. Zuvor waren allerdings nach den Beobachtungen des Verf. bereits die in den Boden versenkten ‚Chamosorien‘ in Gebrauch, die mit ihrem Schema der kastenförmigen Begräbnisstätte den Sarkophagen entsprechen, ohne eine vergleichbar monumentale Wirkung erzielen zu können. Nicht wenige der ortsfest aus dem Fels herausgemeißelten Sarkophage wiederum standen in einer Arkosolnische. Statt solche Arkosolien nun als eigenen Typus abzuhandeln, wie es der Verf. vorschlägt, ließen sie sich auch als Versuch einer Aufwertung der Sarkophage verstehen. In der Regel waren die Sarkophage als schlichte Kästen gestaltet. Zuweilen ließ aber ein Altarrelief sakrale Formen der Verehrung assoziieren, oder es wurde durch die im Büstenrelief vorgeführte Toga der bürgerrechtliche Status des Grabinhabers unterstrichen. Den Besitzern der Grabhäuser wiederum reichten diese eher bescheidenen Repräsentationsformen offenkundig nicht. Sie importierten zur Ausstattung ihrer Mausoleen attische Sarkophage aus Marmor, die mit den in der Gattung verbreiteten Kampfszenen dekoriert waren. Der Verf. legt also mit seiner Untersuchung ein umfangreiches Repertoire von Monumentformen und Bildmotiven vor, dessen spezifische Aussagen in dem lokalen Kontext er jedoch eingehender hätte analysieren können.

Leider wird die Benutzung der Arbeit durch die Art der Dokumentation nicht erleichtert. Gewiss verdient die Leistung, die außerordentlich hohe Zahl an Denkmälern überhaupt annähernd vollständig erfasst zu haben, große Anerkennung. Die entsprechenden Katalogeinträge sind aber wenig aussagekräftig, da sie meist über die typologische Ansprache hinaus nur eine etwas rätselhafte Angabe zur Orientierung der Gräber machen sowie Grundmaße aufführen. Lediglich ein Drittel der Denkmäler ist mit Photos dokumentiert, die trotz ihrer durchweg guten Qualität die räumliche Dimension der Monumente selten erkennen lassen. Hier hätten einfache bemaßte Plan- und Schnittskizzen, die sich vor Ort schnell herstellen lassen, Abhilfe schaffen können. Auch wäre jeweils ein Maßstab zur Orientierung nützlich gewesen. Die im Text ausführlich beschriebenen Grabhäuser (an anderer Stelle auch als Grabtempel bezeichnet) sind merkwürdigerweise im Katalog nicht erfasst. Die redaktionelle Gestaltung der Arbeit wirkt nicht immer glücklich. So enthalten die Katalogtexte weder Verweise auf die in einem separaten Tafelteil publizierten Abbildungen, noch auf die in einigen Fällen vorhandenen Inschriften, die nur im Textteil wiedergegeben sind. Die im Textteil zu findenden Abbildungsverweise führen ihrerseits nicht selten in die Irre.

Insgesamt mag die Arbeit deshalb bei den meisten Lesern tatsächlich den spröden Eindruck hinterlassen, den erstaunlicherweise die Herausgeber dem unter ihrer Leitung dokumentierten und untersuchten Material attestieren. Dies ist bedauerlich, denn eigentlich hat der Verf. in gewiss mühevoller Feldarbeit eine reiche und durchaus spannende Denkmälergruppe erschlossen, deren Aussagekraft freilich von einer sorgfältigeren Vorlage und mehr Mut zur inhaltlichen Deutung profitiert hätte.

Prof. Dr. Christof Berns
Institut für Archäologische Wissenschaften
Ruhr-Universität Bochum
Am Bergbaumuseum 31
D-44791 Bochum
E-Mail: christof.berns@rub.de